

Deutsches Volksblatt.

Abonnement für Wien:

Mit Zustellung: Viertelj. R. 9.40, monatlich R. 2.90; in den L. f. Zahlarbeiten zum Abholen monatlich R. 2.90; Morgenblatt allein mit Zustellung monatlich R. 2.60.

Schreibtisch u. Verwaltung: Wien, 8. Bez., Josefsplatz 4-6. Aufnahmeämter für kleine Anzeigen: 1. Bez., Schulerstr. 20. Preis für Wien 8 Heller, Provinz 10 Heller.

Morgen-Ausgabe.

Verantwortlicher: Schriftleitung 16.702, Verwaltung 12.974, Druckerei 16.701. Telegramm-Adresse: Popoverlag Wien.

Abonnement für die Provinz:

Morgen- und Mittagsblatt mit tägl. einmaliger, Postzustellung: Viertelj. R. 9.70, monatlich R. 3.30; mit täglich zweimaliger Postzustellung: Viertelj. R. 11.—, monatlich R. 3.80; Morgenblatt allein: Viertelj. R. 7.80, monatlich R. 2.60.

Für Deutschland: Bei direktem Bezug durch die deutschen Postämter: Viertelj. R. 9.91. Für alle dem Weltpostverein angeschlossenen Länder: Viertelj. R. 16.—.

Nr. 8679.

Wien, Sonntag, 2. März 1913.

25. Jahrgang.

Die heutige Nummer ist 32 Seiten stark.

Die nächste Nummer des „Deutschen Volksblattes“ erscheint Montag mittags.

Inhaltsübersicht.

Für den Generalstreik in Ungarn werden umfassende militärische und polizeiliche Maßnahmen getroffen.

Die Londoner Botschafterreunion wird die Vermittlung im bulgarisch-rumänischen Konflikt in die Hand nehmen.

Die Bforte rief die Mediation der Mächte an.

Um Janina haben kleinere Gefechte stattgefunden.

Es soll eine abermalige Erhöhung unseres Rekrutenkontingentes bevorstehen.

Die polnisch-ruthenischen Verhandlungen in der galizischen Wahlreformfrage werden fortgesetzt.

Bei einem Zugzusammenstoß wurden in England 35 Personen verletzt.

Die deutsche Kaiserin und das fürstliche Brautpaar wurden in Smunden festlich empfangen.

Auf dem Graben wurden in zwei Gefächten Einbrüche verübt. Einer der Diebe wurde verhaftet; man glaubt in ihm einen der Vererber der letzten Geschäftseinbrüche gefunden zu haben.

In Lemberg erschoss ein Tramway-Kondukteur eines seiner Kinder und verletzte seine von ihm getrennt lebende Frau lebensgefährlich.

Der New-Yorker Schneiderstreik hat gestern mit einer Niederlage der Streikenden sein Ende gefunden.

In Amsterdam wurden 50.000 Zigarrenarbeiter ausgehertzt.

Unsere Sonntagsnummer enthält die „Frauenzeitung“ mit zahlreichen Illustrationen, den Artikeln „Die lebende Neuve der erfolgreichen Damen“, „Die Frauenhochschule in Leipzig“, „Die Schandthaten der Suffragetten“, „Das erweibende Mädchen“, „Die historische Jahrhundertausstellung in Breslau“, „Die Schnelligkeit des Schlittschuhlaufens“, den Rubriken Kleines Familienleben, Bücherchau und Konzertnachrichten, weiter die Deutsche Schachvereinszeitung, Allgemeine Sportnachrichten sowie die Rubriken Amüses Allerlei und Für den Familienisch.

Das Orgelsolo.

Nach dem Ungarischen nach G. Blumgrund.

Nach dem zweiten Glockengeläute nahm der Gottesdienst wie sonst seinen Anfang. Georg Huber, der Kantor, hatte seinen gewohnten Platz an der Orgel eingenommen; während er gedankenvoll über die Schar der Andächtigen und dann durch das Fenster ins Freie blickte, entlockten seine langen weißen Finger dem alten Instrumente die ersten Takte des Vorspiels.

Nach einem kurzen Präludium begann der junge Kantor mit dem Psalm.

Er war mit dem Orgelspiel gerade fertig, als die Tür aufging. Ein frisches Lüftchen, eine strahlende Lichtfarbe und zwei Damen kamen herein. Die Damen gingen schnurstracks zu dem Bestuhle, der mit einem Wappen geschmückt war.

Die Lichtstrahlen hatten sich rasch genug in dem Dunkel verloren, das in der Kirche herrschte; dennoch hatte der Kantor den Eindruck von etwas Blendendem, das aus der Tiefe zu ihm aufstieg. Sein Auge schweifte zu den Gestalten der beiden jungen Damen hinüber, die zuletzt eingetreten waren. Die sah er aufrecht und mit einer anmutigen Neigung des Kopfes, und namentlich die Jüngere war blendend schön. Ihr Haar machte den Eindruck, als wäre es ein Büschel von künstlich gesponnenen Goldfäden. Ihre dunklen Augen glänzten wie taubeneigte, schwarze Diamanten. Das weiße Kleid stand dazu in einem reizvollen Gegensatz. Von diesem Weiß, das blendend war wie frischgefallener Schnee, ging das Strahlende aus, das dem jungen Kantor in die Seele drang. Sein Blick hing unarsigefest an dem schwarzen Köpfchen; in ihren edlen Linien erinnerte die Gestalt des jungen Mädchens an die Marienbilder spanischer Meister.

Huber, der eine heiße, empfängliche Seele hatte, meinte, vor einem solchen Engel in Menschengestalt dürste man sich auf die Knie werfen und beten.

Gegenwärtiges und Künftiges von Ungarn.

Ungarn tritt in eine kritische Woche ein. — Der Tag, an dem im Plenum des Abgeordnetenhauses die zweite Lesung der Wahlreformvorlage begonnen werden soll, ist noch nicht festgesetzt, allein sowohl die Sozialdemokratie als auch die parlamentarische Opposition haben ihre Vorbereitungen getroffen, jene, um durch einen Generalstreik, diese um durch Störung der parlamentarischen Verhandlungen die Erledigung der Vorlage zu verhindern und sowohl das Ministerium als auch den Präsidenten des Abgeordnetenhauses Grafen Tisza zum Rücktritte zu zwingen. — In Ungarn werden solche Aktionen weit leidenschaftlicher aufgefaßt als bei uns, dafür tritt man aber auch jenseits der Leitha, wie der Aufruf des Budapest Stadthauptmannes beweist, von Seite der Behörden Ausschreitungen weit energischer entgegen als in Oesterreich, trotz alledem läßt sich aber nicht verkennen, daß der Zustand der Dinge in Ungarn durchaus abnormal ist. Die parlamentarischen Gegensätze und der durch sie im Laufe der letzten Monate aufgehäufte Haß haben einerseits die Straße mobilisiert, andererseits aber sind sie bis in die feinsten Aderchen des gesellschaftlichen Lebens gedrungen und haben dadurch dieses geradezu vergiftet.

Auch Dr. v. Lukacs und Graf Tisza können sich nicht im unklaren darüber sein, daß der gegenwärtige Zustand nur mehr ein Provisorium bedeutet. Ob aber die Mittel, deren sich die Opposition bedient, geeignet sind, dieses Provisorium so rasch als möglich zu beenden, das ist allerdings eine andere Frage, die eher mit nein als mit ja beantwortet werden kann. — Die Gründe, warum Dr. v. Lukacs die jüngste Krise überdauerte, sind nicht schwer zu erraten. Sein Rücktritt wäre bei den gegebenen Verhältnissen auch von dem des Grafen Tisza beileidet gewesen, die Regierungsmehrheit wäre zerfallen und das neue Kabinett nicht imstande gewesen, eine neue Mehrheit zu bilden,

da die Opposition gerade in der auf der Tagesordnung stehenden Wahlreformfrage kein einheitliches Programm hat; denn wenn sie auch in ihrem Kampfe gegen die Regierung und deren Mehrheit die Wahlreformfrage vorschiebt, so ist das doch nur ein Vorwand. In der heutigen Opposition des ungarischen Abgeordnetenhauses sind alle Anschauungen in der Wahlreformfrage von der konservativsten bis zur radikalsten vertreten und darum sind auch die Gründe, aus denen sie gegen die Regierung Sturm läuft, keine sachlichen; sie will lediglich Rache für die scharfe Handhabung der Geschäftsordnung durch den Grafen Tisza nehmen und sich das Recht, auch dann Obstruktion zu treiben, wenn sie das Land nicht hinter sich hat, zurückerobern; gerade das aber ist kein Programm, auf Grund dessen sie imstande wäre, selbst die Regierung zu übernehmen und eine leistungsfähige Parlamentsmehrheit zu schaffen. — So wenig also die Opposition des ungarischen Abgeordnetenhauses, die sich längst selbst außerhalb des Gesetzes gestellt hat, zu imponieren oder Achtung abzurufen vermag, so wenig sympathisch ist das Regime Lukacs-Tisza. Nicht etwa wegen der Art, in der Graf Tisza — von Dr. Lukacs sei hier nicht die Rede — das Präsidium des ungarischen Abgeordnetenhauses führt und die in dem alten Sprichwort, daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehört, ihre Rechtfertigung findet, sondern darum, weil die Politik des Grafen Tisza des großen schöpferischen Zuges entbehrt, der Ungarn befähigen würde, die gegenwärtige Krise nicht nur mit Ehren zu überstehen, sondern auch die Voraussetzungen für eine bessere Zukunft zu schaffen.

Der ganze Aufbau der Wahlreformvorlage, bei der Graf Stephan Tisza Bate gestanden ist, zeigt, daß Graf Tisza sich immer noch der Erkenntnis verschließt, daß das Magyarentum inmitten der aufschwügenden slawischen Bewegung genötigt ist, sich Bundesgenossen zu suchen, wenn es seine nationale Eigenart und die Hegemonie in Ungarn erhalten will. Es braucht deshalb nicht seine bisherige staatsrechtliche Auffassung zu revidieren, wohl aber müßte es sein

Er schloß die Augen — und betete unwillkürlich.

Die Finger flogen über die vergilbten Tasten.

Die Orgel gab Töne von sich, wie sie die alten Mauern noch niemals gehört hatten. Wundersame Töne entströmten unter seinen Fingern dem alten Instrumente. Es war, als fühle die kleine Dorforgel die Gnade, die darin lag, das Werkzeug einer seltenen und glückseligen Inspiration zu sein. Der Bass klang feierlich und milde, das Forte brauste heroisch, und süß und lieblich schmeichelte sich ihr Piano ins Ohr. Die beiden elegant gekleideten jungen Damen blickten mehrmals überrascht nach oben, wo sich der Kopf des jungen Kantors über der Brüstung zeigte.

Nachdem Huber geendet hatte, blickte er um sich, als sei er aus dem Schlafe erwacht. Er dachte, er habe in einem Zauberschlafe in einer Jahrtausende zurückliegenden Zeit gelebt — in der Zeit, als unter märchenhaften Bäumen mit lispelndem Laube Pan seine Zauberflöte zum letztenmal ertönen ließ, um der Königin der Nymphen noch einmal seine Huldigung darzubringen.

Da fiel sein Blick gerade in die dunklen, fragenden Madonnenaugen, die voll zu ihm aufgeschlagen waren.

Der Kantor zitterte am ganzen Leibe. Wollte Gott, dachte er, daß dieses Mädchen wußte, welche Macht mir und meiner Orgel durch sie verliehen ward.

Die Sonnenstrahlen draußen nahmen einen neuen Anlauf auf die alte Kirche mit ihren dunklen, staubbedeckten Fenstern. Ein ungewöhnlich helles und heiteres Licht verbreitete sich und eine jubelnde Stimme, nur ihm vernehmbar, klang im Herzen Hubers: „Sie weiß es, sicher, sie weiß es!“ Er spielte dann noch einen der alten, herrlichen Psalmen und sang auch voller Hingabe die Melodie; aber während er nach sich auf seinen Füßen spiegelte, war seine Seele von Kummer schwer, hätte er am liebsten mit seiner Not und seiner Schnucht den schleppenden, zeremoniellen Gesang überschrien.

Was dann folgte, war wie der Anfang eines spannenden Romans.

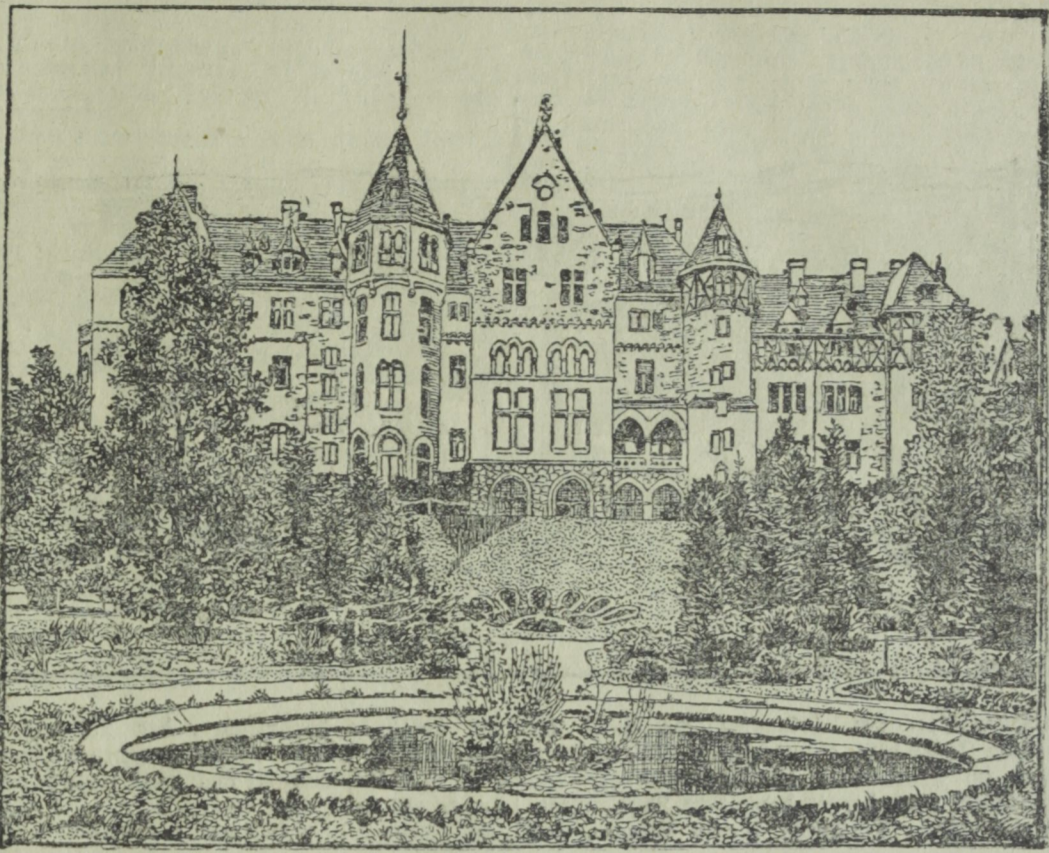
Die Baronessa, die ein launenhafter Einfall in der grübelhaftesten Einsamkeit des uralten Weidenauer Schlosses festhielt, während ihre Köffer fertig gepackt für Ostende bereit lagen, übernahm die Führung; sie bestellte ganz einfach den Kantor zu sich. Als er kam und seine erste sinnliche Verbeugung machte, als er in seinem langschößigen und abgetragenen Sonntagstode vor ihr saß und seinen Hut krampfhaft zwischen den Fingern drückte, da erschrak sie erst ein wenig; aber dann sagte sie sich und schließlich sah sie mit wahrhaft heroischer Gleichgültigkeit über jene Neugierlichkeiten hinweg.

Es war zur Zeit der Dämmerung, als unter den ersten Abend Schatten die alten Bäume im Park zu einer schweren, dunklen Masse verschmolzen, da ließ sie ihn aus Klavier setzen und das Orgelsolo vom Sonntag wiederholen. Und wieder genoss sie die himmelaufwachsende, von Schmerzen überquellende Melodie wie eine ganz seltene, nur ihr zugängliche Kostbarkeit. Sie ließ es in hundertfachen Formen variieren, und, während sie zurückgelehnt, mit halbgeschlossenen Augen, den herrlichen Klängen lauschte, vergaß sie ganz den jungen, hölzernen Menschen am Klavier und träumte von einem Helden, einem Sänger, der ihr in hinreißenden Tönen von seiner Liebe sang und dann vor ihr niederkniete, um seinen Lohn aus ihrer Hand zu empfangen. Sie, die mit leidenschaftlicher, beinahe krankhafter Hinneigung für Musik begeistert war, sie liebte auch den Künstler, der dieses herrliche Lied hervorgebracht hatte, aber mit einer ganz unwirklichen, ganz überfeinerten Liebe. Er war das Instrument, auf dem die höchste Seligkeit ihres Lebens in Tönen von überwältigender Schönheit erklang. Kein Mensch. Kein Mann. Sie wollte auf seiner Nase die funkelnde, goldgeränderte Brille nicht sehen, sie wollte auch nichts wissen von seiner ganzen Existenz; sie wollte nur, daß dieser junge Mann in der Stunde des Tages, in der sie am liebsten allein mit sich war, spielte und immer wieder spielte und seine Seele in erschütternde Klagen ausbrechen ließ.

deutendste Leistung vollbrachte er am 26. Januar 1893 in Stamford (Amerika), wo er 100 Meilen (160,93 Kilometer) in 7 Stunden 11:38 1/2 Minuten zurücklegte, eine Leistung, die um so höher einzuschätzen ist, wenn man hört, daß die beste Leistung im Fußlaufen über 100 Meilen 13 Stunden 26:30 Minuten (Howell, 27. Februar 1882, New-York) ist. Eine ebenfalls unerhörte Leistung auf dem Gebiete des Eischnelllaufens ist der Rekord E. St. C. Willards, der im Februar 1876 in Chicago in sechs Tagen 677 Kilometer lief. Einer der schnellsten Läufer war Jap Eden, der den Beinamen „fliegender Holländer“ wohl mit Recht trug und in den Jahren 1892 bis 1898 einer der besten Sportsleute der Welt war. 1895 und 1896 riß der Holländer die Meisterschaft in Hamar und Petersburg an sich und erst am 4. Februar 1911 wurde seine Bestleistung von 500 Metern, die er mit 8:37 3/5 Sekunden am 24. Februar 1894 in Hamar aufstellte, von dem Russen Strunnitow mit 2/5 Sekunden verbessert, jedoch halten viele den Rekord Strunnitows nicht für vollständig.

Die jetzigen Weltrekorde sind folgende: 500 Meter (D. Mathiesen) 44,2 Sek.; 1000 Meter (D. Mathiesen) 1:31,8 Min.; 1500 Meter (D. Mathiesen) 2:20,6 Min.; 10.000 Meter (D. Mathiesen) 17:46,3 Min. Auch in Spezialübungen sind mit dem Schlittschuh wunderbare Leistungen vollbracht worden, so im Rückwärtslaufen von C. L. Gillespie, der am 18. März 1892 in St. John (Amerika) 804,5 Meter in 1:33 Min., 1609 Meter in 3:11 Min. und 4828 Meter in 10:14 Min. rückwärts lief. Diese Rekorde, die schon das Gebiet zirkularer Kunst streifen, sind auch bei den Sprungleistungen zu finden. Einen Weitsprung von 6,48 Metern auf Schlittschuhen vollführte J. C. Andrews am 27. Januar 1896 in St. Paul und sein Landsmann A. J. Camacho sprang am 9. Februar 1885 in New-York 0,96 Meter hoch.

Das Schloß der Cumberlandlands in Gmunden.



Unser Bild zeigt die Residenz der Cumberlandlands zu Gmunden in Oberösterreich, in der die deutsche Kaiserin mit der Prinzessin-Bräut abgestiegen ist. Das ungemein malerisch gelegene Besitztum ist von einem wunderbaren Parke umgeben.

Kleines Feuilleton.

Ein Gipsabguß, wie man ihn nicht machen soll. In Caen erlebten ein Hörer der Rechte und eine Singspielkünstlerin ein recht peinliches Abenteuer. Der Student, der sich einbildet, etwas von Bildhauerei zu verstehen und selbst als Liebhaber mit Bildhauerin herumwandelt, erbot sich, der Künstlerin ihre Büste in Marmor auszuführen und erklärte, es sei zu diesem Zwecke notwendig, zunächst ihren Kopf und ihre Brust in Gips abzuformen. Die Künstlerin willigte ein. Der Student umgab sie mit einer Gipsbüchse und forderte sie dann auf, einige Minuten lang ruhig zu bleiben, bis der Gips erstarrt sein würde. Das ließ in der Tat nicht lange auf sich warten. Als der Student jedoch dann die Form abnehmen wollte, sah er zu seinem Schrecken, daß er dazu nicht imstande war. Nach vergeblichen Versuchen, und nachdem sein Modell unter gefährlichen Erstickungserscheinungen an schwerer Atemnot zu leiden begann, mußte ein Maurer herbeigerufen werden, der mit Meißel und Hammer den Gipspanzer zerbrach und das inzwischen ohnmächtig gewordene Modell befreite. Die Künstlerin erlitt dabei ziemlich erhebliche Hautverletzungen, die eine Klage gegen den unvorsichtigen Bildhauer zur Folge haben.

Weibliche Schönheit im Wandel der Zeit. In der kurzen Spanne einer Lebenszeit verwandelt sich tatsächlich so ziemlich alles, was wir im Augenblicke selbst als durchaus feststehend zu betrachten glauben mußten und nicht zum mindesten sind wir es selbst, die unmerklich, aber desto sicherer dem Wandel unterworfen sind. Was Wunder, wenn da auch unsere Begriffe über weibliche Schönheit sich ändern? Der berühmte französische Philosoph Monsieur Finot gibt dafür ungefähr folgende Gründe an: Die Ansichten der Männer über weibliche Schönheit ändern sich nicht nur deshalb, weil die Frauen selbst einem steten Wechsel unterworfen sind, sondern weil die Urteile der Männer über das weibliche

Geschlecht gerade so wechseln wie die der Frauen über das starke Geschlecht. Der angebliche Schönheitskodex, das Gesetz der strengeregelten Proportionen des menschlichen Körpers, ist einfach Täuschung: Der Wechsel in der weiblichen Ausbildung hat uns auch neue Ideen über die Schönheit der Frau gebracht, die zwar stärker und größer, deshalb aber nicht weniger anmutig geworden ist. Seitdem die geistigen Fähigkeiten der Frau in Berührung mit dem wirklichen Leben kamen, erhielt ihr Gesicht einen neuen Ausdruck. Die zielbewusste Pflege und Training ihres Körpers verlieh ihrer Gestalt einen harmonischen Reiz und in ihrem ganzen Sein und Wesen spiegelt sich ein tieferes Innenleben ab. Die Frauen der Zukunft indes werden keine Gewandung mehr anlegen, die schädlich auf ihre Gesundheit einwirkt, dabei wird sie nichtbedeutender einen verfeinerten, persönlichen Geschmack verraten. Die Frau der Zukunft wird entschieden eine andere, neue Schönheit entfalten, von der jedoch die Männer ebenso entzückt sein werden, wie einst ihre Urbäter von der damals herrschenden Frauenschönheit.

§ [Vor Blondinen wird gewarnt!] Wenn man den Wunsch hat, sich ein Geschäftspersonal von tadelloser Leistungsfähigkeit zu sichern, so empfiehlt es sich, blonde und blauäugige Individuen zu wählen, wo es darauf ankommt, über ideenreiche Köpfe zu verfügen — und dunkelhaarige, die die nötige Energie haben, die Ideen der Blondinen in die Praxis umzusetzen. „Blonde sind im großen und ganzen spekulativ und optimistisch veranlagt“, erklärt die amerikanische Ärztin Dr. Katherine Blackford, „aber wichtig ist insbesondere die Tatsache, daß ihr Erfindungsvermögen kräftiger entwickelt ist als das der Brünetten.“

Diese Ansicht wird von dem bekannten englischen Psychologen Dr. Charles Heydemann bestätigt. Er machte kürzlich dem Berichtstatter eines Londoner Blattes Mitteilungen, die geeignet sind, die Männer von der Wahl schöner goldhaariger Mädchen mit einem Teint wie Milch und Blut und berückenden blauen Augen zu Lebensgefährtinnen völlig abzuschrecken. Solche Frauen sind, wie der sonderbare Gelehrte ausführt, für ansteckende Krankheiten nur allzu sehr disponiert und besitzen überhaupt nicht entfernt die körperliche Widerstandsfähigkeit wie ihre dunkelhaarigen Schwestern! „Das blonde Temperament“, erklärt Dr. Heydemann, „läßt auf ein Ueberwiegen der roten Blutkörperchen schließen. Das bedeutet, daß Menschen von heller Haar- und Teintfarbe viel Lebensenergie besitzen und ein sanguinisches Temperament ihr Eigen nennen, das sie befähigt, einen neuen Gedanken rasch aufzufassen und, wenn die Zeit gekommen ist, ihn in die Wirklichkeit umzusetzen. An leitender Stelle möchte ich eher einen dunkelhaarigen Mann sehen, während der Blonde dort gut am Platze ist, wo körperliche Geschicklichkeit und eine Tätigkeit von kurzer Dauer in Frage kommt.“

[Abtätze aus Porzellan.] Die Frühlingemode beschäftigt sich jetzt besonders viel mit der Fußbekleidung der Damen. Der moderne Mod läßt den Schuh noch mehr sehen als das enge Kleid, denn die Raffung zieht sich bei jedem Schritte zurück und enthüllt den Fuß und ein Stückchen von dem Beine. Der Schuh, der augenblicklich alle Konkurrenten schlägt, ist eine Zusammensetzung aus tabakrauem oder beige-farbenem Wildleder mit Lack. Der ganze Schuh besteht aus dem weichen Leder und nur in

Konzerte.

Es war ein echt Schönbergischer Einfall, zur Zeit, da man allgemein der lieben Verstorbenen gedankt, eine Dame in der Gewandung eines Pierrot bei Bösendorfer auftreten zu lassen. Der Unschickeligen fiel nämlich die Aufgabe zu, „dreimal sieben Gedichte“ aus Alb. Girauds „Liedern des Pierrot Lunaire“ (in Hartlebens Uebersetzung) zu sprechen, während Schönberg selbst ein kleines Orchester leitete, das die von ihm komponierte melodramatische Musik betreute. Die Wörtchen „von ihm komponierte“ könnten sich fast ebenso gut auf das Orchester beziehen, denn es schien, als ob jeder einzelne Spieler gerade das spielte, was er für gut befand. Aber die kleine Musikerkorps diente ihrem Herrn und Meister mit höchster Gewissenhaftigkeit, hielt sich genau an die vorgeschriebenen Noten und spielte sehr gut, so glücklich und erfolgreich falsch auch alles klang, hatte man doch die Empfindung, als ob eine wahre Kassenmusik sich den Worten des mondächtigen Pierrot beigeleiste. Von natürlichem Empfinden nirgends eine Spur! Nur für Natur schwärmte — Schönberg offenbar ganz und gar nicht, als er diesen Galimatias in seiner Studierrube zusammenbraute. Niemand aber dürfte das krankhafte Geistes dieser Musik bitterer empfunden haben als die zur Rezitation verurteilte Albertine Zehme, ist es doch wahrhaftig keine Kleinigkeit, den von Schönberg auf das Folterbett der Musik gespannten Text zu behandeln, da dem natürlichen Rhythmus der Sprache allenthalben größte Gewalt angetan wird. Ueberlange Dehnungen zwangen die Sprecherin, ihr Heil fast im Gesänge oder, wie man beinahe richtiger sagen würde, im Heulen zu suchen, womit ihr jedoch selbst kein Vorwurf gemacht sei. Ganz im Gegenteil zu einer Prestimmung, welche die Schuld des Mißlingens dieses Abends der (uns, nebenbei bemerkt, persönlich ganz unbekannt) Dame zuschiebt, muß erwähnt werden, daß Albertine Zehme den so willkürlich wild behandelten Text nach Kräften zu zähmen suchte und es in keiner Hinsicht fehlen ließ, aus diesem gänzlich verunglückten

das nach dem ersten Teile nicht einmal die Freunde Schönbergs sich zum Weisfalle aufrufen konnten. Bedauerlicher Wert! — Bedauerlicher Wert aber auch das Werk selbst, zu dessen Beurteilung am besten seine eigenen Worte herbeigezogen seien: „Also ruht auf diesen Tönen ein vernichtungs-lüchtiger Reiz.“ Ja, den Hörer zu vernichten, das ist ihnen (sofern man überhaupt noch von Tönen sprechen kann) voll auf gegliedert. Die „dreimal sieben Gedichte“ — eine dreifache böse Sieben — währten nur eine Stunde, aber es war eine qualvolle Stunde gänzlicher Enttäuschung.

Ungleich angenehmer enttäuschte Schönberg Nr. 2, das heißt jener Schönberg, der vor etwa zwölf Jahren an die Vertonung der „Gurre-Lieder“ schritt und somit eigentlich als Nr. 1 zu bezeichnen wäre. Ihm schwebte noch Musik und insbesondere „Tristan und Isolde“ vor und R. Wagner, dies Vorbild, das von manchen Deutschen bereits in die Kumpfkammer geworfen wird — Gott sei's geklagt! — übte auf Schönbergs Schaffen entschieden wohlthätigen Einfluß aus. Ein stüchtiger Klavierauszug erleichterte dem Referenten den im allgemeinen so schweren Gang zur Ausführung einer Schönbergischen Komposition. Und er hatte ihn nicht betrogen, denn noch nie schrieb Schönberg Größeres, womit zugleich der Begriff von Besseren verbunden sei. Vor allem waren es melodische Stellen oder wenigstens melodische Ansätze, die diesmal für Schönberg günstig sprachen. „So tanzen die Engel“, „Die zwei Ströme“, „Wollt' ein Mönch“ und so weiter könnten zum Beispiel dienen. Stimmungsvolle, gut gekennzeichnete Partien lassen sich ihnen leicht angliedern, so das Mitternachtsvorpiel, die Trauerklänge auf Seite 78 und 79 des Klavierauszuges, mancher echt dramatisch wirkende und temperamentvolle Teil, dem andererseits wieder seltsam Verworrenes (Seite 22, 63) oder billige „Leidenhaft“ (Seite 30) entgegensteht. Der erste Teil erwies sich zu lang und deshalb trotz mancher Schönheit, die jedoch nicht überhäuft sei, leider ermüdend. Um so kürzer ist der zweite Teil, eigentlich ein veräppeltes Auffächern

geraubt. Der dritte Teil nennt sich „Die wilde Jagd“. Sie bietet Schönberg Gelegenheit, sein Orchester, das an Zahl der Instrumente noch jenes von Strauss oder Mahler übertrifft, voll zu entfalten, mit Ketten raseln zu lassen u. s. w., und doch erzielt Karl Maria v. Weber mit viel einfacheren Mitteln und weit weniger Lärm ungleich tiefere Wirkung, wenn er, der geborene Romantiker, die wilde Jagd an uns vorüberführt und uns so das Gruseln lehrt. Ueberhaupt wäre ein geringeres orchestrales Aufgebot namentlich für die Stimmen der Einzelsänger sehr von Vorteil gewesen. Herr H. Nachod, dem der Waldemar stellenweise etwas zu tief liegt, kämpfte mit Todesverachtung gegen das Orchester, das seinen zwar nicht völlig durchgeschauten, aber hell glänzenden Tenor oft zu erdroffeln drohte. Seiner Aufopferung warmes Lob! Das gleiche für Frau Winterhild Dorda, die die Love musikalisch gut deklamierte, und für Frau M. Freund, deren weicher Alt der Waldtaube sehr zu nützen kam. Ganz besondere Anerkennung kommt Herrn A. Borittou zu, der den Narren Klaus musikalisch sehr eindringlich zu gestalten mußte und damit einen Beweis hoher Intelligenz gab. Sehr angenehm wirkte der an sich nicht auffällig starke Bass des Herrn A. Rosalewicz. Professor F. Gregori, wohl einer der besten Sprecher für das Melodrama, die es gibt, schloß sich den Genannten trefflich an. Die Chöre stellten der Philharmonische Chor und der Wiener Kaufmännische Gesangsverein, die Begleitung das verstärkte Tonkünstler-Orchester bei. Diese Vereinigungen verbanden sich wieder am schönsten in dem „Sonnenhymnus“, mit welchem das umfangreiche Werk sehr befriedigend abschließt. — Wird hier der Leiter des Ganzen, Professor Schröder, erst jetzt genannt, so geschieht es, weil das Beste dem Schluß vorbehalten war. Er leitete den großen Apparat mit der Ruhe und Sicherheit eines langjährigen Hofkapellmeisters und dem Temperamente eines Musikliebhabers. Ihm ist Schönberg zu vielen Danke verbunden. Schönberg selbst wurde wiederholt gerufen, was er vielleicht gar nicht erwartet hat.